

Achtung!

Dies ist eine Internet-Sonderausgabe des Aufsatzes
„Verstehen wir uns noch? Was verloren geht, wenn Sprachen sterben“
von Jost Gippert / Rainer Voßen / Marcel Erdal / Bernd Nothofer / Manana Tandaschwili (2004).
Sie sollte nicht zitiert werden. Zitate sind der Originalausgabe in
Forschung Frankfurt 3-4/2004, 28-37
zu entnehmen.

Attention!

This is a special internet edition of the article
“Verstehen wir uns noch? Was verloren geht, wenn Sprachen sterben”
[“Do we still understand each other? What gets lost when languages die”]
by Jost Gippert / Rainer Voßen / Marcel Erdal / Bernd Nothofer / Manana Tandashvili (2004).
It should not be quoted as such. For quotations, please refer to the original edition in
Forschung Frankfurt 3-4/2004, 28-37.

Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved:

Jost Gippert, Frankfurt 2011

Verstehen wir uns noch?

Was verloren geht, wenn Sprachen sterben



Kaukasischer Rat der Alten in Tschetschenien: Hier entscheiden sich Lebensschicksale. So viele verschiedene Sprachen wie im Kaukasus, dem »Berg der Sprachen«, gibt es sonst fast nirgendwo auf der Welt in einem so kleinen Gebiet: In Georgien, Armenien und Aserbajdschan sowie den Kaukasus-Republiken Russlands werden heute noch rund 60 Sprachen gesprochen.

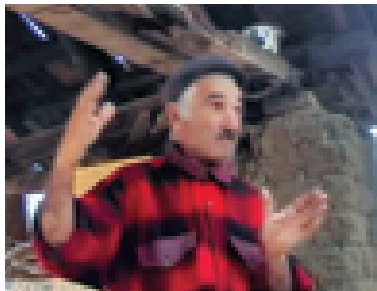
von Jost Gippert,
Manana Tandaschwili,
Rainer Vossen,
Marcel Erdal und
Bernd Nothofer

Noch nie haben vom Aussterben bedrohte Sprachen so sehr im Mittelpunkt linguistischer Forschung gestanden wie in den vergangenen zehn bis 15 Jahren. Seitdem sich die UNESCO das Thema zu Eigen gemacht hat, sind in Europa und Übersee verschiedene Förderprogramme ins Leben gerufen worden, die sich zum Ziel setzen, Bestandsaufnahmen, linguistische Dokumentationen und Initiativen zu unterstützen, um »endangered languages« zu bewahren oder sogar wiederzubeleben. Überall in der Welt sind seither Dutzende von Forscherteams unterwegs, um mit Computern, Tonbandgeräten und Video-Kameras Aufnahmen von Sprachen zu machen, von denen zu erwarten ist, dass sie das Ende dieses Jahrhunderts nicht »überleben« werden. Auch an der Universität Frankfurt stehen bedrohte Sprachen im Fokus linguistischer Forschung, wobei so unterschiedliche Weltgegenden wie der Kaukasus, Afrika, Sibirien und Südostasien im Mittelpunkt stehen.

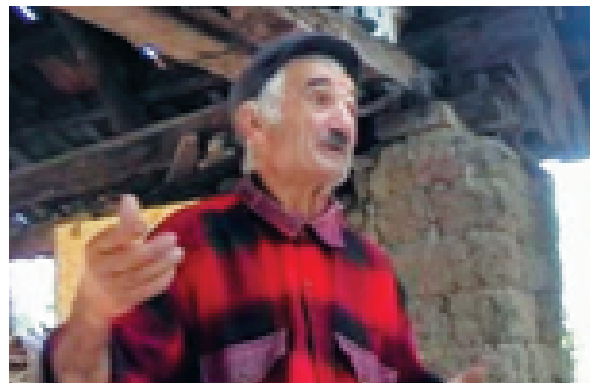
Bei all den Bemühungen der jüngeren Zeit ist kurioserweise eines nach wie vor unklar: Wieviele Sprachen sind als »bedroht« anzusehen, und wie sind Sprachen überhaupt zu zählen? In der Tat ist es noch niemandem gelungen, eine eindeutige Definition dessen zu geben, was »eine Sprache« ausmacht, und im gleichen Maße fragwürdig sind Zahlenangaben wie die von 6500 heute noch gesprochenen Sprachen, die immer wieder durch die Medien geistern und sogar von der UNESCO selbst propagiert werden ^{1/}.

Was ist eigentlich eine Sprache? Zum Beispiel: Deutsch

Worin das Problem besteht, lässt sich leicht allein am Beispiel des Deutschen vergegenwärtigen: Wenn wir heute von der (einen) deutschen Sprache sprechen, so sind wir uns gleichzeitig bewusst, dass diese Sprache eine große Menge lokaler und regionaler Varietäten aufzuweisen hat, die wir als »Dialekte« oder »Mundarten« einstufen und damit der »Standardsprache« gegenüberstellen. In linguistischer Hinsicht ist dies jedoch bei weitem nicht so eindeutig. Bezieht man die heute noch gesprochenen Reste des Nieder- oder Plattdeut-



Ein Ude aus Oktomberi (Georgien) erklärt in seiner Muttersprache, wie seit Jahrhunderten in seiner Umgebung Häuser gebaut werden. Wenn das Udische, eine ostkaukasische Sprache, weiter von den neuen Nationalsprachen der Region verdrängt wird, dann werden auch die kulturellen Traditionen verschwinden.



schriftsprachlichen Norm auch einen Standard der gesprochenen Sprache zu etablieren und zum Allgemeinut zu machen. Allein reicht das jedoch nicht aus, um zu erklären, warum Menschen ihre Muttersprache, die sie von ihren Eltern erlernt haben, aufgeben und durch eine übergeordnete »Norm« ersetzen. Was hinzukommt, ist unter anderem das höhere Prestige, das einer Standardsprache als »Hochsprache« gegenüber regionalen oder lokalen »Mundarten« zuerkannt wird – und dies gilt nicht nur für das Deutsche. Ein niedrigeres Prestige kann sogar zu einer Ablehnung der eigenen Sprache führen; die Linguisten sprechen dann von einer »negativen Sprechereinstellung«.

schen in das Bild ein, so zeigt sich, dass die Unterschiede zwischen diesem und der Standardsprache systematisch wesentlich größer sind als die verschiedener anderer »Varietäten« des Deutschen; dies umso mehr, je mehr man historische Fakten berücksichtigt.

Historisch gesehen steht das Niederdeutsche tatsächlich dem Englischen näher als dem Hochdeutschen, auf dem die deutsche Standardsprache beruht. Aus dieser Sicht wäre es also angebracht, das Niederdeutsche nicht als eine Varietät des Deutschen, sondern als eine eigene Sprache zu zählen. Für seine Bedrohtheit bleibt all dies freilich ohne Belang – das Niederdeutsche, aber auch all die vielen »hochdeutschen« Lokalmundarten, denen man den Status einer eigenen »Sprache« vielleicht nicht zubilligen würde, verschwinden langsam, aber stetig. Wir können davon ausgehen, dass bis zum Ende dieses Jahrhunderts allenfalls noch regionale Färbungen der standardsprachlichen Norm in Deutschland existieren werden. Ebenso betroffen sind die anderen in Deutschland noch gesprochenen Sprachen, beispielsweise das slavische Ober- und Niedersorbische: Auch diese Sprachen werden dieses Jahrhundert wohl nicht mehr »überleben«.

Worauf gründet sich diese allgegenwärtige Bedrohung? Ein wesentlicher Faktor ist die Ausbreitung der Massenmedien, die es im Laufe des 20. Jahrhunderts vermocht haben, neben der bereits vorher verbreiteten



Vergegenwärtigen wir uns hierzu einige »exotische« Fallbeispiele aus unserer täglichen wissenschaftlichen Praxis.

Sprachbedrohung in Afrika: »Wildbeutersprachen« auf dem Rückzug

In Afrika werden rund 2000 Sprachen gesprochen, von denen die meisten zusätzlich eine Reihe von Dialekten aufweisen. Und wenn auch niemand genauer zu sagen



vermag, wie viele unter ihnen sich bereits im Prozess der Auflösung befinden, kann doch von mehreren Hundert ausgegangen werden, die bedroht sind. Im südlichen Afrika, dem vielleicht am stärksten von Sprachbedrohung gekennzeichneten Teil des Kontinents, werden heftig zwei nur scheinbar gegenläufige Hypothesen debattiert: Während die einen behaupten, dass eine negative Sprechereinstellung sich erst unter wirtschaftlichem (und sozialem) Druck entwickeln könne, sehen die anderen umgekehrt gesamtgesellschaftliche Umwälzungen als logische Konsequenz dessen, dass sich die Sprecher innerlich von den Werten und Normen der eigenen Sprache abwenden. Beide Positionen erscheinen allzu apodiktisch und – vor dem Hintergrund der derzeitigen Befundlage – zugleich als richtig und falsch.

Es ist deshalb wichtig zu wissen, dass sich die Kontroverse an den so genannten khoisansprachigen Wildbeuter-Populationen – in früherer Zeit gemeinhin bekannt unter der Bezeichnung »Buschmänner« – und ihrer Geschichte entzündet hat. Das tragische Schicksal der einstmals zahlreichen, überwiegend in Klein- oder Kleinstgruppen lebenden Wildbeuter, die den Subkontinent überspannend bevölkerten, ist unumstritten. Etwa seit der Ankunft der Europäer im 17. Jahrhundert, teils sogar bis in die Gegenwart hinein, waren »Buschleute« wie kaum eine andere Bevölkerungsschicht in Afrika von Vertreibung, Absorption, Marginalisierung oder Stigmatisierung betroffen^{12/}.

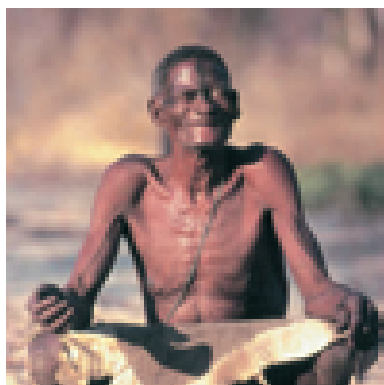
Dass Sprachen der vom Jagen und Sammeln lebenden Gesellschaften potenziell einem höheren Risiko ausgesetzt sind als die produzierender Feldbauern oder gemischtwirtschaftlicher Farmer scheint in einer Welt zunehmender Globalisierung nachvollziehbar. Und dennoch stoßen wir gerade auch im südlichen Afrika auf sesshafte Ackerbauern wie etwa die bantusprachigen Yeyi im Norden der Republik Botswana, deren Sprache in hohem Maße in ihrer Existenz gefährdet ist; gerade so, wie es anderswo in Afrika noch Wildbeuter-Gesellschaften gibt, die ihre Sprache vor dem Verschwinden bewahren konnten.

Die Größe der Sprecher-gemeinschaft – ein Kriterium?

Der Fall der Yeyi-Sprache ist dabei auch insofern interessant, als er der landläufigen Meinung zu widersprechen scheint, wonach Sprachen mit geringerer Sprecherzahl generell einer größeren Gefahr ausgesetzt seien als solche mit einem hohen Sprecheranteil.

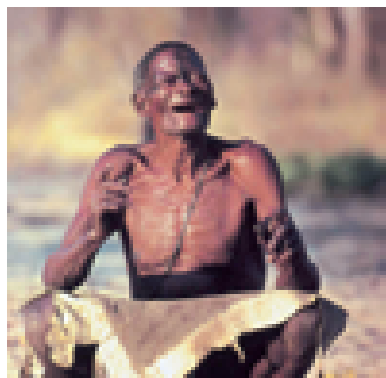
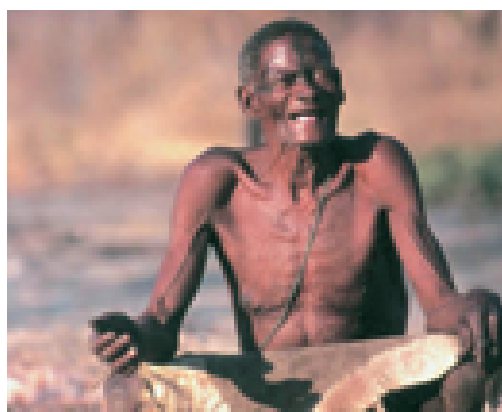
Das Volk der Yeyi umfasst geschätzte 30 000 Personen, von denen eigenen Untersuchungen zufolge kaum mehr als ein knappes Drittel – zumeist ältere Menschen – noch über eine Kenntnis der ethnischen Sprache verfügt. Gemessen an europäischen Verhältnissen dürfte diese Zahl vielleicht kaum Erstaunen auslösen; doch muss man wissen, dass wahrscheinlich über die Hälfte aller afrikanischen Sprachen nicht mehr, oftmals sogar deutlich weniger als 5000 Sprecher aufweist, sich das Yeyi also rein zahlenmäßig betrachtet keineswegs als Minderheitensprache präsentiert.

Die numerische Größe einer Sprechergemeinschaft kann demnach zwar ein die Sprachbedrohung begünsti-



Ein Drittel aller noch »lebenden« Sprachen werden in Afrika gesprochen. »Khoisan«-Sprachen der Wildbeuter in der Kalahari gehören zu den besonders auffälligen Sprachen: Khoisan schließt zahlreiche Schnalzlauten oder »Klicks« ein und repräsentiert vermutlich mit den ältesten Lautbestand menschlicher Sprache.

Der alte Kxyaro, Herr des Wohnplatzes von Bagani, Nordnamibia, erzählt von den Kxoe-»Buschleuten«, die als Wildbeuter im Süden Afrikas lebten. Einzig die Sprache konserviert noch ein wenig von dem, was einst ihre Welt in den Halbwüsten der Kalahari ausmachte, bevor die Ausdehnung der Weidewirtschaft und die Suche nach Öl und anderen Bodenschätzen ihre Traditionen zerstörte.



gendes Moment sein, muss es aber nicht. Zudem stellt sie nur einen der demographischen Faktoren dar, die für Situationen von Sprachbedrohung charakteristisch sind. Soziale Mobilität wie Urbanisierung und Wanderarbeit, ethnisch gemischte Ehen, gestreute Siedlungsweise, die geografische Nähe zum Zentrum der dominanten Nachbarsprache oder soziohistorische Gründe wie das Fehlen einer Zentralgewalt, Vertreibung oder Umsiedlung stehen in vorderster Front. Beispiele dafür finden sich nicht nur in Afrika.

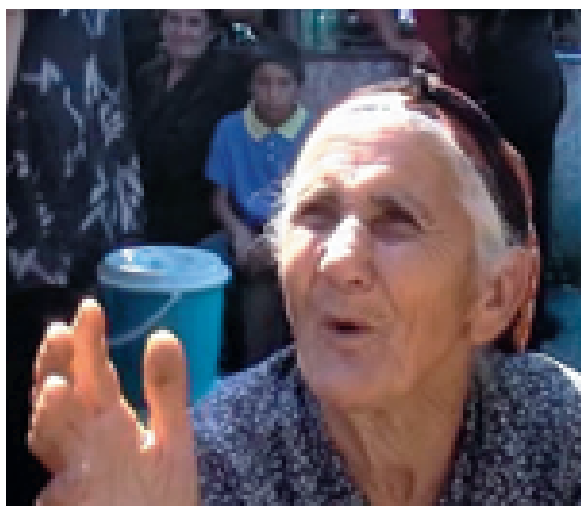
Der Kaukasus – ein »Berg der Sprachen«

Seit dem Altertum gilt der Kaukasus als ein Gebiet, das eine besonders hohe Dichte unterschiedlicher Völker und Sprachen aufzuweisen hat. Gegenüber den antiken Verhältnissen, von denen Autoren wie der Geograf Strabo berichten^{13/}, dürfte sich der Bestand bis zur heutigen Zeit sogar noch erweitert haben: Zu den als alteingesessen (autochthon) geltenden Sprachen der süd-, nordwest- und nordostkaukasischen Familien sind indogermanische Sprachen wie das Russische oder das Kurdische, türkische Sprachen wie das Aserbajdschanische, das Kumykische oder das Balkarische, das mongolische Kalmykische und andere Sprachen hinzugekommen. Insgesamt werden in Georgien, Armenien und Aserbajdschan sowie den Kaukasusrepubliken Russlands heute zirka 60 Sprachen gesprochen, wobei die Sprecherzahlen zwischen wenigen hundert (vor allem

die Zahl ihrer Sprecher graduell abnimmt, sondern weil sich die Lebensumstände, die das gesamte Kaukasusgebiet in der postsowjetischen Zeit zu verzeichnen hat, drastisch verändert haben.

Die postsowjetische Gesellschaft – ein Sprachenkiller?

Von den Folgen des Zusammenbruchs der Sowjetunion sind im Kaukasus nicht nur die »kleinsten« Sprachen, sondern auch zahlreiche von weit mehr Sprechern gesprochene Sprachen wie das (iranische) Ossetische im



Alte Frau auf dem Markt von Oktomberi: In diesem 500 Einwohner zählenden Dorf wird noch überwiegend Udisch gesprochen, doch rundherum wird das öffentliche Leben allein durch das Georgische beherrscht. Die nächsten »Verwandten« der Uden finden sich erst jenseits der Grenze, in Aserbajdschan.



Norden oder das (mit dem Georgischen verwandte) Svanische südlich des Gebirges betroffen. Immer mehr Menschen wechseln seit dem Zerfall des Riesenstaats ihren Lebensmittelpunkt, um einen Arbeitsplatz zu finden; die Landflucht der Arbeitssuchenden führt zunächst meist dazu, dass die Bevölkerung der Verbreitungsgebiete »kleinerer« Sprachen überaltert. Kriegerische Auseinandersetzungen, die nicht selten ethnisch bedingt sind, bewegen viele zur Flucht und zersprengen ursprünglich einheitliche Siedlungs- und damit Sprachgebiete. So mussten viele Svanen aus dem Kodori-Tal in der Grenzregion Abchasiens im Zuge des georgisch-abchasischen Konflikts in die Nähe von Bolnisi in Südgeorgien übersiedeln, und die zweitgrößte Sprechergemeinde des (zu den ostkaukasischen Sprachen gehörenden) Udischen in Vartašen in Nordwest-Aserbaj-

bei verschiedenen ostkaukasischen Sprachen Daghestans) und mehreren Millionen (etwa für das Georgische, Armenische und Aserbajdschanische) liegen.

Es gibt deutliche Anzeichen, dass auch diese bemerkenswerte Sprachenvielfalt mehr und mehr in Gefahr gerät. Tatsächlich müssen bereits jetzt zahlreiche der im Kaukasus gesprochenen Sprachen als bedroht eingestuft werden. Aus der Anzahl der heutigen Sprecher ergibt sich dies freilich meist ebenso wenig wie im Falle des afrikanischen Yeyi. Wenn für Sprachen wie das Didoische in Daghestan und das Krytsische oder Dzhekische in Aserbajdschan heute zirka 6000 bis 7000 Sprecher geschätzt werden, so können wir mit Sicherheit davon ausgehen, dass sich diese Zahl in den letzten fünfhundert Jahren nur unwesentlich geändert hat. Wenn wir dennoch annehmen, dass diese Sprachen recht bald aussterben werden, dann nicht deshalb, weil

Udinnen aus Oktomberi (Ostgeorgien) im Gespräch: Auch im »familiären« Gebrauch tritt immer mehr das Georgische in den Vordergrund. Um eine rein udische Unterhaltung zu führen, bedarf es bereits erheblicher Vorbereitungen; so bespricht man sich vorher und klärt Wörter ab, die manche schon nicht mehr kennen.





Eine Udi aus Oktomberi (Georgien) erläutert die Hochzeitsgebräuche (siehe nebenstehender Text): Zur Brautwerbung, für die traditionell die Männer verantwortlich sind, müssen die georgischen Uden sich heute nach Aserbajdschan begeben.

Vartašen-udischer Text aus Oktomberi

... ania **kaḳ** **ka**ria ra, **kaḳ** ai, **kaḳ** sṭrogi ani, očen sṭrogi.

Jesli **ḳto-to** ai voṭ devušḳa xaṭeli by - šinṭe buṭuxsa ṭe xinār aifestaḡo, sa lašḳona gerāḡ taḡan.

Lašḳona čiçaḡun xināra **sadḡac**, **eve** ṭḡaḳsunaxun, aitḡunexa ... **ho** xinārena oša

biṭpa eisa **to** ḳua ḡaṭo išḡarmux, **xo** **da** heḡunbesa, aitḡunexa **tuda-suda**, irāziḡunbaksa ...

Oša nišane eisa.

Nišan ... **ḳargi** mia ... **exla** rogor ai nišani ...

a ḡar enesa **da** teli ma(gida) stolḡaiḡunexa ḡai ... **supra** ... ḡvelaperi ra ...

- Vartašen-udischer Text
- Elemente aus dem Nidž-Dialekt
- Elemente aus dem Georgischen

... sie also ... wie stark, ja, wie also, stark sie sind, sehr stark.

Wenn einer also da ein Mädchen wollen würde - wenn er das Mädchen heiraten will, muss er zur Hochzeit gehen.

Für die Hochzeit suchen sie ein Mädchen aus irgendwoher, sie gehen gemeinsam in das Haus, sprechen ... ja über das Mädchen dann, hm -

zu viert gehen sie in das Haus, unter die Männer, ja und knüpfen (an), sprechen (miteinander über) dies-und-das, vergnügen sich ...

Dann kommt die Verlobung.

Die Verlobung ... gut jetzt hier ... jetzt wie also die Verlobung ...

also der Bräutigam kommt, und einen ganzen Tisch Tisch eröffnen sie ... eine ganze Tafel ... alles, ja ...

- Elemente aus dem Aserbajdschanischen
- Elemente aus dem Russischen

Textbearbeitung von Manana Tandaschwili, Wolfgang Schulze und Jost Gippert

dschan wurde durch den aserbajdschanisch-armenischen Krieg zersprengt.

Zugleich nimmt auch im Kaukasus der Druck von Standardsprachen zu, die gegenüber den »regionalen« oder »lokalen« Varietäten ein höheres Prestige aufzuweisen haben. War es zu sowjetischen Zeiten allein noch das Russische, das in der höheren Schulbildung vorherrschte und durch die Massenmedien größere Verbreitung erlangte, so haben in den südkaukasischen Staaten jetzt die jeweiligen neuen »Staatssprachen« Georgisch, Armenisch und Aserbajdschanisch diese Rolle übernommen; damit hat sich ihre Position insbesondere gegenüber Sprachen wie Svanisch, Buduchisch oder Zachurisch, die keine schriftliche Tradition aufzuweisen haben, wesentlich gestärkt.

In welcher Form sich das höhere Prestige der jeweiligen »Verkehrssprachen« auch innersprachlich auswirkt, lässt sich leicht an Textbeispielen illustrieren, die wir in einem Projekt zur Dokumentation des Svanischen, Udischen und Batsischen gesammelt haben^{4/}. So können wir in den sechs in wiedergegebenen Sätzen eines zirka 20-jährigen Muttersprachlers des Svanischen einen mehrstufigen georgischen Einfluss erkennen, wie er für dominante Sprachen typisch ist. Es beginnt mit der nahezu unveränderten Übernahme von Namen und Bezeichnungen aus dem Georgischen, die allenfalls noch nach den Regeln der svanischen Grammatik flektiert werden (tbilisi, Name der georgischen Hauptstadt, mit svanischer Dativ-Lokativ-Endung -s; der georgische Name der Staatlichen Universität Tbilisi, tbilisis sa-

»A World of Many Voices«

Sprachwissenschaftler aus dem Fachbereich Sprach- und Kulturwissenschaften stellen ihre Projekte und Aktivitäten rund um »bedrohte« Sprachen vor, wobei so unterschiedliche Weltgegenden wie der Kaukasus, Afrika, Sibirien und Südostasien in den Fokus treten. Gemeinsam mit verschiedenen Linguisten aus dem In- und Ausland veranstalten sie in diesem Jahr in Frankfurt die erste internationale Sommerschule zum Thema »Language Documentation: Methods and Technologies« (1. bis 11. September). In der Mitte der Sommerschule findet zudem die Konferenz »A World of Many Voices« (4. bis 5. September) statt. Beide Veranstaltungen, zu denen insgesamt rund 150 Teilnehmer aus aller Welt erwartet werden, fördert die Volkswa-

genstiftung im Rahmen des Programms »Dokumentation Bedrohter Sprachen« (vgl. http://www.volkswagenstiftung.de/foerderung/foerderinitiativen/merkblaetter/merk-doku_d.html) mit insgesamt rund 150 000 Euro.

Die Kooperation rund um die Sommerschule markiert zugleich den Einstieg in eine vertiefte Zusammenarbeit auch in der Lehre, deren Kernstück in Zukunft der fächerübergreifende BA-MA-Studiengang »Empirische Sprachwissenschaft« des Fachbereichs Sprach- und Kulturwissenschaften darstellen wird; hiermit wird ein die Sprachen der Welt umspannendes Studienangebot geschaffen, das in Deutschland ohne Beispiel sein wird.

xelmçipo universiṭeti, mit der svanischen Endung -s; der georgische Name des Studienfachs »Internationales Recht« und des »ersten Kurses« (Studienjahrs), »saertašoriso samartali« und »pīrveli kursi«, mit der svanischen Endung -ži »auf, in«). Die nächste Stufe zeigt sich in der Übernahme abstrakter Termini aus der Schriftsprache, deren svanische Äquivalente nicht auf der Hand liegen, »mzime mdgomareoba«, »schwierige Situation«.

Während alle diese Phänomene auch für das Deutsche (mit in den Jahrhunderten wechselnden Dominanzsprachen Latein/Griechisch sowie Französisch und Englisch) charakteristisch sind – man denke an den jetzt um sich greifenden Gebrauch von »Department« anstelle von »Abteilung«, »School« anstelle von »Schule«, »Law and Finance« anstelle von »Recht und Finanzen« beziehungsweise »Geldwirtschaft«, oder »Trouble« anstelle von »Problem« beziehungsweise »Schwierigkeit« –, überschreitet der svanische Sprecher eine entscheidende weitere Hürde bei der Verdrängung seiner eigenen Muttersprache, indem er mitten im Satz nach einem georgischen Abstraktum ganz in das Georgische wechselt und den Satz mit einem georgischen Verb abschließt (georgisch »monačileoba«, »Teilnahme« zieht die georgische Verbalform »mivige«, »ich habe genommen« nach sich); so weit geht das Deutsche bei seiner stetigen »Anglisierung« noch nicht (wir sagen noch nicht: »ich habe participation made« oder »ich habe participated«).

Ein noch weitaus drastischeres Beispiel für das so genannte »Code-Switching« von Sprechern bedrohter Sprachen im Kaukasus zeigt der Text einer Udin, den wir im Oktober 2002 in Oktomberi, einem Dorf in Ostgeorgien, aufgenommen haben. Die Sprecherin, die in der Sowjetzeit zur Eheschließung aus Nidsch in Aserbajdschan nach Oktomberi gekommen war, musste nicht nur ihren ursprünglichen Dialekt gegen den in Oktomberi vorherrschenden (Vartašen-Dialekt) austauschen, sondern auch die eine dominierende Sprache (Aserbajdschanisch) gegen die andere (Georgisch), wobei das Russische als gemeinsame »lingua franca« der Sowjetunion noch präsent blieb; das Resultat ist ein grotesk anmutendes Gemisch aus zwei verschiedenen udischen Varietäten (siehe »Vartašen-udischer Text aus Oktomberi«, Seite 32) »mit georgischen, aserbajdschanischen und russischen Elementen.

Auch postsowjetische »National-sprachen« können bedroht sein

Die postsowjetischen Zustände betreffen nicht nur die Kaukasusvölker. In dem großen eurasischen Steppengürtel, der sich von der Mongolei bis zur Ukraine erstreckt, sind seit dem frühen Mittelalter verschiedene andere Populationen in Erscheinung getreten, die die »Hochkulturen« in China, in Südasien, im Nahen Osten und in Osteuropa, wie auch die Waldvölker im sibirischen Raum, über Jahrhunderte hin dominiert haben: In den so entstandenen Strukturen haben die staatstragenden Elemente fast ausschließlich Türk-sprachen gesprochen^{15/}. Heute wohnen Türk-völker – also Ethnien, die Idiome der türkischen Sprachgruppe sprechen – zwischen der Mandschurei im Osten und Polen im Westen, zwischen der Taimyr-Halbinsel am Nördlichen Eismeer und dem Persischen Golf. Es versteht sich, dass die Kulturen und Lebensstile dieser Völker und Gruppen

ganz verschieden sind. Was sie gemeinsam haben, sind grammatische Strukturen, das ererbte Lexikon, die Idiomatik, aber auch Sprichwörter oder Rätsel. Bei weitem nicht alle Türk-völker sind Muslime: Am östlichen Rand der Turcia, in China, in der Mongolei und in Sibirien, sind eine Anzahl Türk-völker Buddhisten oder Schamanisten (oder auch beides zugleich); am westlichen Rand, in Osteuropa, sind die Karaimen jüdischen Glaubens, während die Gagausen Christen sind.

In der Türkei, in Aserbajdschan, Turkmenistan, Kasachstan, Kirgisien und Ösbekistan sind türkische Sprachen heute Nationalsprachen; mit Ausnahme der Tür-



Unter den kaukasischen Bergvölkern sind die Svanen, deren Sprache mit dem Georgischen verwandt ist, für ihre Volksmusik berühmt. Im Zentrum steht die traditionelle Stockgeige (Tschonguri), zu der die Männer mehrstimmig singen.

Svanischer Text mit georgischen Elementen

1 xwitwri *tbilis*, *tbilis* saxelmçipo universiṭeṭs, saertašoriso samartaṭi, pīrvel *kurs*ži. 2 mi xwi dälxān i mi maḳw' ēre dālā *ambāw* ežūmbwa atxe sgāy. 3 xwās xoxwra, xoxwray ešču lāsw lišyāl, lišyāl lāsw, lišyāl. 4 ešdodoxwišd ləzāy xwāsw ečka, lašyāltē *monačileoba* *miwige*. 5 xwizelāldās i suru garž i *mzime* *mdgomareoba* lāsw ečka ešču. 6 *mzime* *mdgomareoba* lāsw ečka dāls.

1 Ich studiere in *Tbilisi*, an der *Staatlichen Universität Tbilisi*, im (Fach) *Internationales Recht*, im *ersten Studienjahr*. 2 Ich bin aus der Dal(-Schlucht), und ich will Ihnen jetzt *die Geschichte* der Dal-Schlucht erzählen. 3 Ich war (noch) klein, klein, und da war der Krieg, es war Krieg, Krieg. 4 Ich war 15 Jahre alt damals, (als) ich am Krieg *teilnahm*. 5 Ich ging hin, und da war damals große Not und *eine schwierige Lage* dort. 6 *Eine schwierige Lage* war damals in der Dal(-Schlucht).

■ Svanisch

■ Elemente aus dem Georgischen

kei handelt es sich bei allen um Staaten, die vor wenigen Jahren aus Teilen der Sowjetunion entstanden sind. Obwohl sich diese Staaten von der Hegemonie Russlands losgesagt haben, dominiert das Russische immer noch und bedroht sogar die nationalen Sprachen. Hierzu nur drei Beispiele, für die Frankfurter Turkologen selbst Ohrenzeuge waren: Bei einer Feier am Grab des Nationaldichters von Kasachstan wollte es der Gattin des Präsidenten Nazarbajev nicht gelingen, den Docht am Monument anzuzünden; die präsidentielle Ungeduld prasselte darauf hin in reinstem Russisch auf sie nieder. Türkmenische Studenten reagierten befremdet



Internat in Tashtagol, Berg-Schorien: In dieser südsibirischen Region werden mindestens seit 1300 Jahren Türksprachen gesprochen, doch im Internat müssen die Kinder im Unterricht überwiegend Russisch sprechen; erst seit zehn Jahren wird Schorisch wie eine Fremdsprache unterrichtet. Die Sprache der Schoren ist noch bedrohter als die von anderen in Sibirien heimischen Völkern, weil sie nicht vermochten, den offiziellen Minderheitenstatus zu erlangen.

Schorische Kinder am Fluss: Die zirka 10 000 Schoren leben an den Flüssen Mrass und Kondoma. Sie haben ihren Schamanismus durch 70 Jahre Kommunismus hindurch retten können, obwohl der Schamane gemäß der Sowjetdoktrin als Scharlatan galt. Diese friedliche Naturreligion erlebt jetzt ein Come-back.



Dieses schorische Kind wohnt an den Nordhängen des Altai-Gebirges, unweit vom Grenzgebiet zwischen Russland, der Mongolei, China und Kasachstan entfernt. Hier war offenbar die Urheimat der Türken, doch der Schwerpunkt dieser Völkergruppe hat sich mittlerweile stark nach Süden und Westen, in den islamischen Raum, verlagert. Während andere Türkvolker in der Urheimat (Altaier, Tuviner, Chakassen) eigene Republiken haben, sind die Schoren eine Minderheit ohne territoriale Selbstverwaltung geblieben.

auf die Frage, ob denn Shakespeare schon ins Türkmenische übersetzt worden sei. Sie meinten, das könne man doch auf Russisch lesen. In Kirgisien verordnete der Präsident seinen nur russisch-sprachigen Herausforderern eine Kirgisisch-Prüfung, um sie von der Kandidatur auszuschalten. Die kirgisischen Turkologie-Studenten in Frankfurt sprechen jedoch auch miteinander Russisch, wenn sie denken, dass sie nicht von Dritten gehört werden – aus Gewohnheit, wie sie sagen. Diese Sprachen werden vermutlich trotzdem überleben, denn in Dörfern werden sie noch immer gesprochen, zudem werden sie staatlich gefördert. Wenn die Sowjetunion noch einige Jahrzehnte länger existiert hätte, wären sie vermutlich schwerer zu retten gewesen.

Bedrohung von Nationalsprachen – ein weltweites Phänomen?

Einer der größten Sprachräume dieser Erde ist der der austronesischen Sprachen, der sich – grob gesprochen – über das Gebiet zwischen Madagaskar und der Osterin-

sel sowie zwischen Taiwan und Neuseeland erstreckt. Ursprünglich wurde Malaiisch im Osten Sumatras, auf der malaiischen Halbinsel, auf den Inseln südlich Singapurs und an den Küsten West-Borneos als Muttersprache gesprochen. Mit Beginn des 17. Jahrhunderts wurde es aufgrund des Gewürzhandels zur »lingua franca« des gesamten südostasiatischen Archipels. Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelten sich auf der Basis des literarischen Malaiisch der Sultanate Riau und Johore (um Singapur) und unter dem Einfluss der Sprachen der Kolonialherren die Nationalsprachen Indonesiens (Bahasa Indonesia), Malaysias (Bahasa Malaysia oder Bahasa Melayu) und Brunei Darussalams (Bahasa Melayu); ihnen stehen insgesamt zirka 350 Regionalsprachen in diesen Ländern gegenüber.

Die Frankfurter Südostasienwissenschaften pflegen seit rund fünf Jahren eine enge Zusammenarbeit mit dem Nationalen Sprachenzentrum Malaysias (Dewan Bahasa dan Pustaka Malaysia), das sich zum Ziel gesetzt hat, die Bahasa Malaysia/Bahasa Melayu als Nationalsprache Malaysias zu pflegen und zu bewahren. Diese Institution betrachtet Malaysisch-Unterricht im Ausland als eine wichtige Maßnahme, um die Sprache als nationales Kommunikationsmittel zu erhalten. Bis heute wird das Malaysische trotzdem nur in wenigen Ländern intensiv unterrichtet. Das relative Desinteresse von Ausländern, das Malaysische zu erlernen, resultiert vermutlich daraus, dass in den oberen Schichten der malaysischen Gesellschaft Englisch fast ebenso verbreitet ist wie Malaysisch und sich die Regierung nur halbherzig oder sogar wankelmütig zur Zukunft des Malaysischen als Nationalsprache äußert. So finanziert die Regierung zwar die Unternehmungen des Sprachenzentrums, torpediert sie aber zugleich wieder, indem sie beispielsweise Englisch als Unterrichtssprache für naturwissenschaftliche Fächer einsetzt.

In Malaysia steht damit zwar nicht gleich der Tod des Malaysischen bevor; der Sprache droht jedoch ein Statusverlust, der weitreichende Folgen für ihre Verwendung in Malaysia hat. In einem Staat, in dem – neben einer Minderheit von austroasiatischen Gruppen – Malaien (57 Prozent), Chinesen (27 Prozent) und Inder (8 Prozent) miteinander leben, wäre die Aufgabe des Ma-

laysischen als Nationalsprache ein verheerender Schritt, der die ursprüngliche Bevölkerung zunehmend an den Rand der Gesellschaft rückt. In Indonesien ist demgegenüber der Status des Indonesischen als Nationalsprache ungefährdet. Nur eine kleine Minderheit der Einwohner Indonesiens spricht eine Fremdsprache, und auch das Englische ist nicht weit verbreitet, so dass das Erlernen der Bahasa Indonesia auch für in diesem Inselstaat arbeitende Ausländer in der Regel unabdingbar ist.

Was bringt die Beschäftigung mit bedrohten Sprachen?

Wozu lohnt eigentlich der Aufwand, sich mit »bedrohten Sprachen« auseinanderzusetzen, werden wir Linguisten häufig gefragt. Kann es wirklich sinnvoll sein, einem Kommunikationsmittel, das vielleicht lediglich von einer kleinen Gruppe von alten Leuten noch genutzt wird, die teure Arbeitskraft von Wissenschaftlern zu widmen? Ist es nicht vielmehr als ein Fortschritt anzusehen, dass an die Stelle von Minoritätensprachen und -dialekten, die von Ort zu Ort divergieren, heutzutage überall mehr und mehr vereinheitlichte Standardsprachen treten und der Siegeszug des Englischen sogar eine Kommunikation über fast alle Grenzen dieser Welt hinweg ermöglicht hat?

Dass weltweite Kommunikation auf der Grundlage des Englischen heute leichter ist als in früheren Zeiten, sei unbestritten. Aus der Sicht von Linguisten, die sich seit langem mit »exotischen Restsprachen« auseinandersetzen, bleibt dennoch entgegengzuhalten, dass das

den, und nicht zuletzt von sprachlichen Strukturen, die für sich faszinierend und erklärungsbedürftig sind oder sogar ihrerseits zur Erklärung all der vielen Fragen beitragen können, die die sie bedrohenden großen »Verkehrssprachen« auch nach jahrhundertelanger linguistischer Erforschung noch aufwerfen.

Ein abschließendes Beispiel mag genügen, um dies zu illustrieren: Zu den indonesischen Regionalsprachen gehört das Sasak, das auf der östlich von Bali liegenden Insel Lombok gesprochen wird. Sasak kennt – wie einige andere Sprachen Indonesiens auch – so genannte Höflichkeitsebenen: Für bestimmte Bedeutungen hat die Sprache mehrere Wörter, deren Verwendung vom Sozialstatus des Sprechers und des Angesprochenen beziehungsweise des Angesprochenen und einer dritten Person abhängt. So heißt zum Beispiel »essen«, wenn der Angesprochene von niedrigerem Status als der Sprecher oder ein sehr guter Freund desselben ist, »mangan«; ist der Angesprochene von etwa identischem Sozialstatus wie der Sprecher, so wird dieser statt dessen »medaran« verwenden, und wenn der Sprecher von sozial niedrigerem Status als der Angesprochene ist, sagt er »majengan«. Entsprechend ändern sich auch die Pronomina der zweiten Person: »du« heißt einmal »kamu«, einmal »side« und einmal »pelungguh«. Je nach der sozialen Stellung der Gesprächspartner wird die Frage »Hast Du schon gegessen?« also völlig unterschiedlich lauten: »wahm mangan kamu?«, »wahm medaran side?«, »sampunm majengan pelungguh?«

Dieses System entstand vor mehr als 1000 Jahren unter indischem Einfluss im Javanischen und wurde



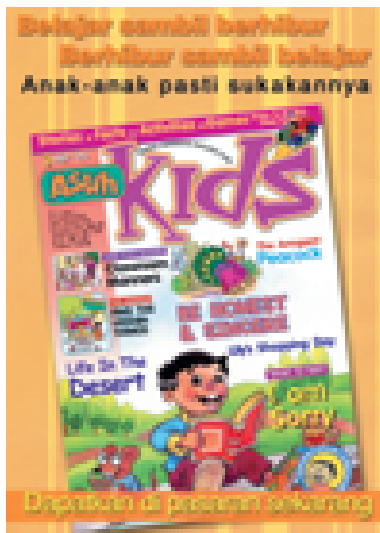
Das Logo des Nationalen Sprachzentrums Malaysias, der

Name in arabischer (Jawi) und lateinischer Schrift. Hier werden Programme entwickelt, um die Bahasa Malaysia/Bahasa Melayu als Nationalsprache Malaysias zu pflegen und zu bewahren. Die malaysische Regierung unterstützt zwar diese Bestrebungen, fördert aber andererseits Englisch als Unterrichtssprache in den Naturwissenschaften.

Aussterben einer Sprache, wo auch immer es geschieht, niemals nur den Ersatz eines Kommunikationsmittels durch ein anderes bedeutet; es markiert vielmehr immer auch den Verlust eines Teils der allgemeinen menschlichen Kulturgeschichte: von Überlieferungsinhalten, die an die aussterbende Sprache gebunden waren und nicht übertragbar sind oder niemals übertragen wur-



Die letzte Generation von in traditionellen Urwaldlanghäusern lebenden Indonesiern auf einer Sumatra vorgelagerten Insel (Mentawai). Mit der durch die Regierung verordneten Zwangsumsiedlung in kleine Einfamilienhäuser verlieren die Mentawai allmählich ihre Kultur und Sprache. Diese Einfamilienhäuser werden in neu angelegten Küstendörfern errichtet, deren Einwohner größtenteils aus von Sumatra zugewanderten Beamten, Angestellten und Händlern bestehen.



Typisches Beispiel für die Vermengung des Malaysischen und des Englischen: Anzeige für die malaysische Kinderzeitschrift ASUH (Erziehung), die ausschließlich englischsprachige Texte enthält; die Werbetexte sind allerdings in Malaysisch- – »Belajar sambil berhibur« (»In der Freizeit lernen«), »Berhibur sambil belajar« (»Freizeit genießen, während man lernt«), »Dapatkan di pasaran sekarang« (»Jetzt in Geschäften erhältlich«).

von den benachbarten Sprachen übernommen. Waren bis vor 50 Jahren noch Abstammung und Landeigentum entscheidende Faktoren für die soziale Einstufung, so sind es heutzutage Bildungsniveau, Reichtum oder die absolvierte Hajj-Reise nach Mekka. Dieser Kriterienwandel hat in der Bevölkerung Lomboks zu einer öffentlichen Diskussion über Sinn und Zweck der Verwendung des Hierarchien-Systems geführt. Es ist durchaus vorstellbar, dass sich die geistige Elite Lomboks mit dem Ansinnen durchsetzt, den Umfang des als höflich betrachteten Vokabulars zu reduzieren oder gar vollends abzuschaffen. Die Lokalsprache wird durch diese Bewegung in ihrer Existenz nicht selbst gefährdet, aber ein essenzieller Bestandteil ihrer Struktur wird von den Sprechern infrage gestellt und vielleicht aussterben. ♦

Anmerkungen

^{1/1} Vgl. die »UNESCO Universal Declaration on Cultural Diversity« (2001) unter <http://unesdoc.unesco.org/images/0012/001271/127160m.pdf> sowie die UNO-Resolution 56/262 (2002) über Multilingualismus unter <http://ods-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/GEN/N01/497/60/PDF/N0149760.pdf>. Ein »UNESCO Red Book of Endangered Languages« wird an der Universität Tokyo verwaltet; vgl. <http://www.tooyoo.l.u-tokyo.ac.jp/Redbook/index.html>. Die Zahl 6500 geht offenbar auf das von Barbara F. Grimes herausgegebene Kompendium »Ethnologue« zurück, das als Handbuch der Wycliffe Bible Translators (Dallas, Texas) die Sprachen der Welt im Hinblick auf den Bedarf an Bibelübersetzungen auflistet und schon in der 10. Auflage 1984 in einer Tabelle »Countries Ranked by Translation Need« (S. XI–XIV) insgesamt 6519 »Living languages« in 167 Ländern notiert. Für die neueste (14.) Auflage des Werks, das jetzt vom »Summer Institute of Linguistics«, einem Ableger der Wycliffe Society, publiziert wird, s. <http://www.ethnologue.com/>.

^{1/2} Vgl. hierzu »Von Schnalzen und anderen Zungenschlägen – Frankfurter Afrikanistik auf Spurensuche bei den »Buschleuten« der Kalahari«: Forschung Frankfurt 2/1997.

^{1/3} Vgl. Strabo, Geographica Buch 11, Kap. 2, Par. 16, wonach der kaukasische Isthmus zwischen 70 und 300 (!) verschiedene Völkerschaften zählte, die sämtlich unterschiedliche Sprachen verwendeten.

^{1/4} Teilnehmer des von der Volkswagen-Stiftung geförderten Projekts »Endangered Caucasian Languages in Georgia (ECLinG)« sind neben Jost Gippert und Manana Tandaschwili (Vergleichende Sprachwissenschaft, Universität Frankfurt) die Linguisten Wolfgang Schulze (Universität München), Maia Machavariani und Iza Chantladze (Institut für Sprachwissenschaft, Georgische Akademie der Wissenschaften) sowie der Ethnologe R. Topchishvili (Universität Tbilisi).

^{1/5} Vgl. hierzu »Textfragmente aus der Wüste – Ein elektronisches Korpus als Schlüssel zur Welt der alten Türken an der Seidenstraße«, Forschung Frankfurt 3–4/ 2003.

Die Autoren



Prof. Dr. Jost Gippert, 48, (rechts), studierte Vergleichende Sprachwissenschaft, Indologie, Japanologie und Sinologie an der Universität Marburg und an der Freien Universität Berlin. Nach der Habilitation an der Universität Bamberg (1991) übernahm er 1994 die Professur für

Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Frankfurt. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören neben den indogermanischen Sprachen und ihrer Geschichte sowie der allgemeinen Sprachtypologie auch die Sprachen des Kaukasusraums, denen in der jüngeren Zeit verschiedene internationale Kooperationsprojekte unter seiner Leitung gewidmet sind.

Dr. Manana Tandaschwili, 44, studierte an der Staatlichen Universität in Tbilisi (Georgien) Kartvelologie (südkaucasische Sprachwissenschaft) und Kaukasologie. Nach dem Studium arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Georgischen Akademie der Wissenschaften, wo sie promoviert und habilitiert wurde. Von 2000 bis 2002 war sie als Stipendiatin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung an den Universitäten München und Frankfurt tätig; seit 2002 ist sie Lehrkraft in der Vergleichenden Sprachwissenschaft in Frankfurt und an mehreren kaukasusbezogenen Projekten beteiligt.

Prof. Dr. Rainer Voßen, 52, (links), studierte Afrikanistik, Völkerkunde, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte in Köln, er habilitierte sich in Bayreuth. Seit November 1993 lehrt er an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. In den vergangenen Jahren leitete und beteiligte sich Voßen an zahlreichen Forschungsprojekten im östlichen Afrika (Kenia, Tansania, Sudan), südlichen Afrika (Botswana, Namibia) und zuletzt – im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 268 »Westafrikanische Savanne« – in Westafrika (Burkina Faso). Er publizierte zur deskriptiven Linguistik, Komparatistik, Sprachtypologie, Sprachgeographie, Sozio- und Areallinguistik in den afrikanistischen Teildisziplinen Bantuistik, Berberologie, Khoisanistik, Mandeistik und Nilotistik.

Prof. Dr. Marcel Erdal, 58, (Zweiter von links) ist in Istanbul geboren, studierte Allgemeine und Indoeuropäische Sprachwissenschaft in Jerusalem, dann Turkologie und Altaistik in Kopenhagen. 1994 übernahm er die Professur für Turkologie in Frankfurt. Erdal ist Ehrenmitglied der Akademie der Türkischen Sprache und Empfänger ihrer Diensturkunde sowie Mitglied der Turfan-Kommission der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Er hat mehrere Forschungsreisen nach Zentralasien und Südsibirien unternommen und Kooperationsprojekte mit Südsibirien und Zentralasien geleitet. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Grammatik älterer und neuerer Türk Sprachen sowie Typologie und Sprachkontakt.

Prof. Dr. Bernd Nothofer, 62, (Mitte) ist seit 1981 Professor für Südostasienwissenschaften in Frankfurt. Er studierte an der Université de Besançon und promovierte in Linguistik an der Yale University. Nothofer hatte Gastprofessuren in Brunei Darussalam, Malaysia, Indonesien, Australien (Canberra, University of Melbourne) und den Vereinigten Staaten (University of Hawaii at Manoa) inne. Er ist Gutachter des Deutschen Akademischen Auslandsdiensts und Berater des Malaysischen Sprachenzentrums. Seine Forschungsschwerpunkte sind: malaiische Dialekte, Beschreibung von Regionalsprachen, Rekonstruktion des Proto-Austronesischen und anderer Ursprachen der austronesischen Sprachfamilie.